



Nach Hause

Märchen von Cora Tanou

Copyright © Cora Tanou 2003

Der Unbesiegbare

Ritter Manuel erwachte wie jeden Morgen bei den ersten Sonnenstrahlen. Sein Diener stand schon bereit und reichte ihm den Wasserbottich, den er sich über den Kopf goß. Dann schüttelte er sich, stopfte die 5 Eier und das halbe Huhn in seinen Mund und schlang alles auf einmal hinunter. Nachdem er ordentlich gerülpt hatte, ließ er sich in seine Rüstung schrauben und auf sein Pferd heben. Die Brücke wurde herabgelassen und er zog aus in den nächsten Kampf, den er natürlich gewinnen würde.

Er gewann jeden Kampf, weil er seine Gegner auf den ersten Blick durchschaute. Jeden ihrer Schläge sah er voraus. Das hatte er schon als Knabe bei seinem blinden Meister gelernt. Diese Gabe hatte ihm im ganzen Land Ruhm und den Beinamen „Der Unbesiegbare,“ eingebracht. Manuel machte diesem Namen alle Ehre, denn er beschützte das Leben seiner Untertanen und hatte ein mitfühlendes Herz. So kehrte er auch nach seinen Siegen glücklich und dankbar heim in seine Burg.

Allmählich aber stiegen ihm die Siege zu Kopf. So überzeugt war er von seinen Kräften, daß er die Lehren seines Meisters vergaß. Sein Herz wurde kalt. Er empfand keine Reue mehr, wenn er raubend und brandschatzend durch die Welt zog.

Das Volk nannte ihn längst: Ritter Manuel – den Grausamen. Davon

ahnte er aber nichts, wenn er mit reicher Beute heimwärts zog.

Nur, daß er an seinen Reichtümern, die ins Unermeßliche gewachsen waren, keine rechte Freude hatte, das spürte er schon. So überkam ihn immer öfter eine seltsame Traurigkeit. Noch entkam er ihr durch immer wagemutigere Beutezüge. Aber je mehr er besaß, desto mehr fehlte ihm. Nur konnte er nicht sagen, was ihm fehlte, denn er hatte doch eigentlich alles.

Manchmal entrang sich seiner Brust ein tiefer Seufzer. Und wenn er seine Hand dorthin legte, wo der Seufzer herkam, spürte er die Eiseskälte.

Ritter Manuel siegte, er durchschaute jeden seiner Gegner und wußte nicht, wie leicht es ist, den Gegner zu durchschauen. Sich selbst gegenüber aber war er blind. So kam es, daß Jahre ins Land gingen, die voller Siege waren, aber ohne Freude.

Eines Morgens fühlte sich Ritter Manuel stärker als jemals zu vor. Und doch lag die Rüstung schwer auf seinen Schultern, wie sie nie zuvor schwer auf seinen Schultern gelegen hatte. Gerade, als er sein Pferd besteigen wollte, zwang ihn diese Last auf die Knie. Und plötzlich tauchte das Bild seines Meisters ganz deutlich vor ihm auf. Aber die Erinnerungen an die längst vergessenen Zwiegespräche schob er schnell beiseite. Er hob seinen Blick gen Himmel und rief voller Wut: „Schickt mir einen einzigen wirklichen Gegner.“

Noch ahnte er nicht, was er sich da erbeten hatte. Kampflost ritt er aus, und es sollte auch gar nicht lange dauern, bis er vor sich auf dem

Weg einen Gegner erkannte. Aber, ach du meine Güte - es war eine wahrhaft traurige Gestalt, die er da erblickte. Je mehr er sich näherte, desto lauter wurde das Klappern der Rüstung, weil der arme Kerl am ganzen Leibe zitterte.

Ritter Manuel lachte dröhnend. Seine Enttäuschung war grenzenlos. „Das mag wohl der richtige Gegner sein!“ , brüllte er hinauf zum Himmel. Wütend senkte er seine Lanze und ritt im Galopp auf den Feigling zu, um ihn mit einem einzigen Stich niederzustrecken.

Eines aber hatte er nicht bemerkt, nämlich, daß er den Feigling nicht durchschaute. So kam es, daß er die Augen schloß, um die Jammergestalt nicht schauen zu müssen. Als er aber zustach, wurde er von einer überwältigenden Kraft vom Pferd gezogen. Er machte einen riesigen Satz und landete im Schlamm. Es dauerte eine Weile, bis er seine Augen wieder aufmachen konnte, da fand er sich allein. Im Wald hörte er den Feigling laut und fröhlich singend das Weite suchen. Er war im letzten Moment beiseite gesprungen und hatte Platz gemacht für den wirklichen Gegner.

Ritter Manuel versuchte mit allen Kräften auf die Beine zu kommen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, sich zu befreien. Der Schlamm war durch alle Ritzen seiner Rüstung gekrochen und hielt ihn eisern nieder. Erst als er mit seinen Kräften schon völlig am Ende war, hörte er eine Kröte vor seinen Augen sagen: „Die Wucht deines eigenen Schlages, dein Hochmut hat Dich zu Fall gebracht. Du hast deinen Gegner gefunden, der dich besiegte.“

Da endlich legte sich seine Wut und er ergab sich seinem Schicksal. Bevor er aber so richtig nachdenken konnte über die Worte der Kröte, war sein Diener mit ein paar Burschen bei ihm angelangt. Sie hatten sich auf die Suche nach ihrem Herrn gemacht, weil sein Pferd ohne ihn heimgekehrt war. Als sie nun den stolzen Ritter hilflos im Matsch liegen sahen, da konnten sie nicht anders - sie mußten aus vollem Halse lachen. Noch wußte Manuel nicht, daß dies der größte aller seiner Siege war. Aber als er ganz leise sagte: „Mich hat der Feigling besiegt.“, verstummte das Gelächter.

Nachdem die Burschen ihren Ritter wieder aufgerichtet hatten, erzählte er ihnen, wie sich alles zugetragen hatte, und als er den Matsch an seiner Rüstung herunter rinnen sah, begann er selbst herzlich über seine Dummheit zu lachen. Das steckte das ganze Gefolge an. So kam es, daß bei seiner Heimkehr auch die Freude und die Lieder wieder einzogen in die Burg.

Manuel zog nie wieder in den Kampf. Seine Rüstung aber schenkte er voller Dankbarkeit dem Feigling.

Nach Hause

David war lange Jahre auf Wanderschaft gewesen. Er hatte die halbe Welt gesehen. Jetzt wollte er nach Hause. Er war schon so lange unterwegs, daß er müde geworden war. Die Sehnsucht hatte ihm immer wieder neue Kraft gegeben. Jetzt spürte er aber, daß die Füße ihm nicht mehr gehorchen wollten. Die Last auf seinem Rücken war all zu schwer geworden. Am Fuße eines hohen Felsens, den er erklimmen mußte, brach er zusammen. Er fühlte sich jämmerlich und war am Verdursten. Aber die Flasche, die er zu Munde führte, war leer. Allmählich dämmerte er hinüber in Schlaf. Er wäre wohl nicht mehr erwacht, hätte ihn ein vorbeikommender Wanderer nicht geweckt.

„Junger Herr,“ sagte dieser, „mir ist so kalt. Gebt mir doch bitte Euren Mantel.“ David, so elend es ihm auch selbst ging, gab dem Wanderer frohen Herzens seinen Mantel. Und als er nach einer Ruhepause wieder aufstand, spürte er, daß das Gehen jetzt viel leichter war. Er dankte dem Wanderer und zog frohen Mutes weiter. So gelangte er zu einer Quelle und das kühle Wasser gab ihm vollends seine Kräfte zurück.

Tage vergingen. Die Sonne brannte so erbarmungslos vom Himmel, daß David nicht mehr weiter gehen konnte. Er ließ sich im Schatten eines großen Baumes verzweifelt niedergleiten und flehte: „Bis hierher habt ihr mich kommen lassen. So kurz vor der Heimat kann doch nicht alles

zu Ende sein. Laßt mich noch einmal meine Mutter, die so lange auf mich gewartet hat, umarmen."

Da kam eine alte Frau des Weges und sagte: „David, ich gehe zu den Kindern hinunter ins Tal. Sie sind am verhungern. Gib mir doch bitte dein Brot.“ David öffnete seinen Sack und gab der Frau willig das Gewünschte. Nur ein kleines Stückchen behielt er für sich zurück. Die Frau lächelte und segnete ihn: „Geh in Frieden deinen Weg nach Hause.“

David spürte, wie sein Körper erfrischt wurde. Nach einer kurzen Ruhepause zog er erfüllt von neuen Kräften weiter. Er ging jetzt viel leichter und dankte der alten Frau.

Wieder gingen ein paar Tage ins Land und David lief unermüdlich nach Hause. Aber Regen hatte eingesetzt und seine Füße sanken immer tiefer ein im Morast, so daß er sie nur noch mit Mühe heben konnte. Da gelangte er an einen Bach, der sich durch den Regen in einen reißenden Strom verwandelt hatte. Hilflos ging er auf und ab. Aber weit und breit war keine Brücke zu sehen. Müde glitt er zu Boden. „Soll meine Reise hier nun zu Ende sein? Werde ich meine Mutter niemals wiedersehen?“

Da schwamm eine Ente vorbei und rief: „Mach es wie ich und schwimm.“ David hörte die Ente wohl, aber er konnte nicht schwimmen. So wurde dadurch sein Leid nur noch größer und eine Träne rollte über seine Wange. Die Ente war längst am anderen Ufer angelangt und watschelte fort. Nach ein paar Stunden saß David noch immer am selben Fleck. Wieder schwamm eine Ente vorbei und sagte: „Mach es wie ich

und schwimm.“ David rief ihr verzweifelt nach: „Ich kann doch nicht schwimmen.“ Aber die Ente war schon am anderen Ufer angekommen und davongeflogen.

Unterdessen war Abend geworden und es dämmerte schon. David war nicht von der Stelle gekommen und haderte noch immer mit seinem Schicksal. Da kam ein dritte Ente vorbei und rief: „Mach es wie ich und schwimm.“ Da wurde David so wütend, dass er einen Stein nach der Ente warf. Er traf sie am Kopf und sah, wie das Tier hilflos mit den Flügeln zu schlagen begann. Ein Schreck durchfuhr seinen Körper. Er rief: „Das hab ich nicht gewollt.“ Aber die verletzte Ente drohte unterzugehen. Da dachte David nicht länger nach. Er ließ seinen Sack einfach liegen und sprang in die Fluten. Mühelos gelangte er zu der Ente und zog sie wohlbehalten ans andere Ufer. Dort erholte sich das Tier schnell und lief schnatternd davon.

Jetzt erst merkte David, dass er geschwommen war und er dankte der Ente von Herzen. Jetzt rannte er los mit so viel Zuversicht im Herzen, daß ihn kein Hindernis mehr aufzuhalten vermochte. Bald schon roch die Luft nach Heimat. Und es dauerte auch gar nicht lange, da sah er sein Dorf von der Bergkuppel aus im Tale liegen. Er rannte und rannte direkt seiner lieben Mutter in die Arme. Die hatte ihn schon erwartet. Der Kuchen stand auf dem Tisch und in der Ofenröhre wurde wie immer der Kaffee warm gehalten.

Die Bürde auf seinem Rücken hatte David auf der anderen Seite des Flusses gelassen. Seine vielen Erinnerungen aber brachte er mit nach

Hause. Vom Kind bis zum Kreis freute sich das ganze Dorf schon am Morgen darauf, abends seinen Geschichten zu lauschen.

Das Land der Jahreszeiten

Vor langer, langer Zeit war vieles anders als heute.

Aber schon damals saß der alte Torwärter Hubert in seinem Schaukelstuhl am Sonnentor im Osten und rauchte mit seiner langen Pfeife unentwegt kleine Wölkchen an den Himmel.

Punkt Mitternacht jedoch, wenn er den Gong hörte, erhob er sich, öffnete das Sonnentor und schickte einen neuen Tag auf den Weg.

Ein paar Stunden später, wenn es an der Zeit war, ging er die Sonne wecken. Die runzelte gewöhnlich, kaum dass sie die Augen geöffnet hatte, die Stirn und maulte: „Onkel Hubert, puste mir nicht die Wolken ins Gesicht, du weißt doch, ich kann das nicht vertragen!“

Der Torwärter winkte nur ab und erwiderte: "Auch Wolken sind notwendig, wann wirst du das endlich begreifen." Die Sonne eilte dem jungen Tag hinterher, traf sich mit ihm mittags im Süden und lief ihm dann gar davon, so dass sie weit vor ihm am Abendsonnentor im Westen ankam.

Hier wurde sie vom alten Torwärter Robert empfangen, der der Bruder von Hubert war, genau so einen langen weißen Bart wie dieser hatte und mit seiner Pfeife kleine Wölkchen an den Himmel rauchte. Er hatte schon ein heißes Bad gerichtet und das große blaue Himmelbett aufgeschüttelt.

Das war auch notwendig. Schon von weitem hörte er die Sonne mit den Zähnen klappern: „Wie ist mir heute wieder kalt, so viel Wärme von mir habe ich der Erde abgegeben.“

Damit es aber nicht all zu dunkel auf der Erde wurde, schlug Robert den Gong. So gab er Hubert Bescheid, dass Mond und Sterne auf die Reise gehen können. Die Horde wilder Sternlein drängelte und schubste. Jedes wollte das erste sein. Da kam es schon mal vor, dass sich Hubert einen all zu vorwitzigen Stern griff und ihm einen Klaps auf den Po gab.

Um Mitternacht kam der alte Tag müde nach Hause. „Ach bin ich froh“, sagte er zu Robert, „jetzt kann ich ein ganzes Jahr schlafen, bis ich wieder an die Reihe komme. Es ist aber auch gar zu anstrengend auf der Erde.“ Robert schlug wieder den Gong, da machte Hubert das Sonnentor im Osten auf und ließ den neuen Tag, der schon ungeduldig mit seinem großen Sack voller Gaben für die Erde wartete, hinaus.

So ging es friedlich jahrein, jahraus bis zu jenem Silvestertag. Silvester war ein kräftiger, junger, ungestümer Bursche. Lang schon vor Mitternacht hatte er seinen Sack am Schneeberg ordentlich voll Schnee geschaufelt. „Hubert, die Kinder werden sich freuen. Es wird ein wunderschöner Tag. Hier schau, bis zum Morgen fällt Schnee, dann habe ich einen kräftigen Wind mitgenommen, der bläst die Wolken beiseite. Und wenn die Sonne auf den Schnee scheint - oh Hubert, kannst du dir vorstellen, wie herrlich das glitzert?“

Kaum ertönte der Gong, rannte Silvester los, stolperte über die Schwelle und verlor seinen Wind, der sich in Huberts Schaukelstuhl verfang und

den alten Wächter so durcheinander schüttelte, dass ihm seine lange Pfeife aus dem Mund fiel. „Nun schau aber, dass du fortkommst“, schimpfte Hubert, „sonst werde ich noch böse.“

„Na das fängt ja gut an“, dachte Silvester und machte sich so schnell er konnte aus dem Staub. Mit vollen Händen verteilte er seinen Schnee über die Erde. Als es hell wurde und die Menschen auf die Straßen kamen, wie groß war da Silvesters Enttäuschung. „Es hat ja schon wieder geschneit“, schimpfte Herr Murrel.

Und selbst Paulchen, der den Schlitten hinter sich herzog, klagte: „Durch den tiefen Schnee kommt man ja gar nicht mehr vorwärts.“ All die Dezembertage hatten doch auch schon einen dicken Sack Schnee mit auf die Erde genommen. Weil aber Silvester seinen Wind verloren hatte, konnte er nicht einmal die dicken grauen Wolken vom Himmel wegpusten lassen. So wurde es also ein verhangener unfreundlicher Tag, über den sich alle beschwerten. Da wurde Silvester böse. „Oh, wartet nur, wenn ihr mich beschimpft, werde ich euch schon zeigen, wer Silvester ist.“ Und mitten am Tag kehrte er einfach um und eilte zurück zum Sonnentor im Osten. Hubert hielt gerade ein Schläfchen. Da bemerkte er gar nicht, dass Silvester hereinkam und den großen Schlüssel vom Wandbrett nahm. Der war schon ganz verstaubt. Nie wurden die Sonnentore abgeschlossen. Wer sollte schon als ungebetener Gast ins Reich der Jahreszeiten eindringen wollen?

Aber Silvester dachte: „Ich werde die Sonnentore zusperren, dann können mir die anderen Tage nicht mehr in die Quere kommen. Fortan

werde ich alleine für die Erde sorgen.“ Und so machte er es auch. Er schlich sich durchs Reich der Jahreszeiten, vorbei an den 365 nummerierten Betten, in denen die Tage des Jahres schliefen, vorbei am Schneeberg, an der Höhle mit den vielen Ecken, wo die Winde und Stürme ruhten gelangte er zu den weichen Himmelbetten für Sonne, Mond und Sterne. Plötzlich hörte Silvester Schritte. Es war Robert, der gerade die Sonne zu Bett bringen wollte. Silvester öffnete eine Tür, um sich zu verstecken. Wie staunte er, als er in den großen Sommerpark kam. Noch nie zuvor war er hier gewesen. Die Düfte der vielen Blüten und Früchte nahmen ihm fast die Sinne. Silvester war doch ein Wintertag. Am liebsten wäre er hier geblieben inmitten dieser Farbenpracht. Aber da war ja sein Plan. Als Robert und die Sonne im Schlafsaal verschwunden waren, lief er zum Abendsonnentor und schloß es zu von außen.

Nun stand Silvester mit beiden Schlüsseln in der Hand auf der Erde und wußte nicht, was er anfangen sollte. Schnee hatte er längst keinen mehr, und es war auch schon dunkel. Da dauerte es gar nicht lange, und Silvester wurde schrecklich müde. Er griff sich eine dicke graue Wolke, kuschelte sich hinein und war bald war eingeschlafen.

Wie staunte aber der Mond, als er sich auf den Weg machen wollte und das Tor verschlossen fand. Die Sternlein quengelten: „Na geht schon weiter da vorn, wir wollen schließlich auch noch an die frische Luft.“ „Was ist denn los? Scheint wieder Vollmond zu sein. Der Dicke paßt nicht durch's Tor.“ Da stampfte der Mond mit dem Fuß auf und

schimpfte: „Ihr närrisches Volk, gebt Ruhe. Seht ihr denn nicht, dass das Tor verschlossen ist?“ Hubert rang die Hände. „Was soll nun werden?“ Er schaute immer wieder durch's Schlüsselloch. Aber draußen war rabenschwarze Nacht und er konnte nicht das Geringste erkennen.

Frau Murmel, die gerade die Fensterläden zumachen wollte, rief ihren Mann: „Schau dir das an, es ist so dunkel draußen, dass einem Angst werden könnte.“ Der blieb seelenruhig in seinem Sessel sitzen und sagte nur: „Was heißt hier Angst? Wolken werden am Himmel sein, weiter nichts.“ Aber als die Uhren am nächsten Tag schon auf Mittag zeigten und es noch immer nicht hell werden wollte, begann auch er sich zu wundern. Er zündete eine Kerze an, ging vor's Haus und schaute nach Osten, wo immer die Sonne aufging am morgen. Aber vergeblich, nicht ein einziger Schimmer war am Horizont zu sehen.

Die Sonne stand genau wie der Mond hinter verschlossener Tür. Im Reich der Jahreszeiten herrschte ein Heidendurcheinander. Immer mehr Zeit verstrich. Schon fast alle Januartage waren aufgewacht. Robert war zum Morgensonnentor gekommen. Sonne, Mond und Sterne hatten sich versammelt. So sehr sie sich aber auch bemühten, sie konnten das schwere Sonnentor einfach nicht auf bekommen.

Auf der Erde aber war es nicht nur stockfinster. Es wurde auch immer kälter, weil die Sonne nicht schien. Der Frost zwickte in die Nase, kaum dass man sie zur Tür hinaus gesteckt hatte. „Wie soll das weitergehen?“ jammerte Mutter Murmel. „Wir werden erfrieren samt unserer sieben Kinder. Die Kohlen und das Holz sind längst aufgebraucht. Tisch und

Stühle haben wir verheizt. Das Feuer glimmt nur noch.“ Da stand August auf, der den gleichen Namen hatte wie der warme Sommermonat und genauso ein warmes Herz, und sagte: „, Sorgt euch nicht. Ich werde auf den Sonnenblumenberg steigen. Von dort droben aus kann ich bis zu den Himmelstoren schauen. Vielleicht kann ich was erkennen.“ Er zog 5 Mäntel übereinander, ver mummt sein Gesicht mit einem dicken Schal, dass nur noch die Augen zu sehen waren, und band sich eine Wärmflasche, die Mutter Murre mit heißem Wasser gefüllt hatte, vor den Bauch. Dann machte er sich auf den Weg. Kaum war er ein paar Schritte gegangen, kroch ihm die eisige Kälte in den Kragen. Am liebsten wäre er umgekehrt. Aber da dachte er an seine kleinen Geschwister, und so kämpfte er sich durch den hohen Schnee bis zum Berg, dessen Wände spiegelglatt vom Eis waren. Mühsam mußte sich August Stufen ins Eis schlagen, und so manches mal wäre er beinahe ausgeglitten.

Im Land der Jahreszeiten hatte der Lärm unterdessen auch die anderen Tage des neuen Jahres geweckt. Keiner wußte Rat. Doch August hatte es geschafft. Er stand auf dem Gipfel des Sonnenblumenberges. Seine scharfen Augen, mit denen er nachts gerade so gut sehen konnte wie am Tag, spähten nach Osten und nach Westen. Die Sonnentore waren verschlossen, und außer einem schmalen Lichtschimmer, der durch die Schlüssellocher drang, konnte er nichts erkennen.

Aber was war das? Da segelte eine dicke Wolke vorbei, und August hörte ein lautes Schnarchen. Als er genauer hinhörte, vernahm er ein

feines Stimmchen: „Ihr müßt Silvester aufwecken. Er hat die Sonnentore zugesperrt und ist eingeschlafen.“ Das war das kleine Sternchen Biggi, das sich in Silvesters Tasche verkrochen hatte, weil es einmal die Erde bei Sonnenschein sehen wollte. Eh sich August versah, war die Wolke vorbei geflogen. So laut er auch rief: „Silvester, wache auf!“ antwortete ihm nur ein Schnarchen, das leiser und leiser wurde, je weiter sich die Wolke entfernte. Da stieg August, dem das Blut schon fast in den Adern gefror, vom Berg herunter und erzählte den Leuten, was er gehört hatte, und einer erzählte es dem anderen weiter. In Windeseile hatte sich die Nachricht über die ganze Erde verbreitet.

Die Menschen zogen sich warm an, nahmen ihre letzten Holzstücke und gingen auf die Straßen. Überall wurden Feuer angezündet, und die Menschen lärmten, so laut sie nur konnten. Am lautesten aber waren die Kinder. So dauerte es auch gar nicht lange, und Silvester klappte verwundert die Augen auf. „Wo bin ich bloß?“

Als er die Menschen rufen hörte: „Silvester sperr die Sonnentore auf, wir müssen sonst erfrieren“, wurde ihm klar, was er angerichtet hatte. Beschämt sprang er von der Wolke und flitzte zum Osttor, um es aufzuschließen.

Die Tage wollten gerade mit vereinter Kraft dagegen anrennen, um es zu sprengen. Als nun das Tor plötzlich nachgab, stolperten sie alle miteinander auf die Erde. Was war das für ein lustiges Treiben. Wußten doch die Bäume, Sträucher und Blumen gar nicht, was sie machen sollten. Da blühten Schneeglöckchen neben Rosen, lagen Heu und

Schnee nebeneinander auf der Wiese, und an einem Kirschbaum blühte gar ein Ast, während ein anderer rote Kirschen trug und ein dritter seine vom Herbst bunt gefärbten Blätter langsam abwarf. Sonne, Mond und Sterne standen gleichzeitig am Himmel.

Robert und Hubert schauten entsetzt diesem Wirrwarr zu. „So etwas ist in meinem ganzen Leben noch nicht passiert“, sagte Hubert. „Ja, ja“, antwortete Robert, „und dabei leben wir schon fast ewig.“ Doch es dauerte nicht all zu lange, da hatten sich die Tage ausgetobt und wurden müde. Die Sonne begann zu frieren. Nach und nach kehrten alle heim. Nur der Mond und der erste Januartag blieben. Dann ging alles weiter wie immer. Es folgte der zweite, dritte, vierte Januar und das ganze Jahr, bis alles von Neuem begann.

Die Menschen aber zählten von da an die Tage. Immer wenn Silvester an der Reihe war, trafen sie sich um Mitternacht auf den Straßen, zündeten ihre Feuer an, sangen, tanzten und lärmten, um Silvester nach Hause zu schicken.

So ähnlich ist es noch heute.

Die Schönste aller Frauen

In dem kleinen Dorf hoch in den Bergen geht es seit Jahrhunderten gleich zu. Die Burschen nehmen sich die Mädels der Nachbarn zur Frau. Alle helfen mit, ihnen ein Haus zu bauen. Vom Vater bekommen sie einen Acker. Sie bauen Kartoffeln an, halten sich eine Kuh und gebären Kinder, die glücklich und gesund in der frischen Bergluft aufwachsen können.

Eines Tages aber wurde ein besonders liebreizender Knabe geboren. Von Kindesbeinen an lagen ihm alle Mädels vom Dorf zu Füßen. Der aber beachtete sie nicht. Als sich die Burschen seines Alters alle nach und nach eine Frau nahmen, lachte er nur und machte nicht die geringsten Anstalten, sich zu vermählen.

Eines Tages war er verschwunden. Seiner Mutter hatte er zum Abschied gesagt: „Mutter, ich ziehe in die Welt hinaus. Ich werde die schönste aller Frauen suchen, bis ich sie gefunden habe.“ Seine Mutter lächelte nur und segnete ihren Sohn. So kam er ins Tal hinunter. Ein paar Tage nahm er Quartier in der Dorfschänke. Aber auch dort wollte ihm keine Frau gefallen.

Er zog weiter und immer weiter den Fluß entlang, bis dieser ins Meer mündete. Markus hatte so viele Dörfer und Städte und Mädels gesehen, daß er schon ein wenig müde geworden war. Die schönste aller Frauen

hatte er dabei nicht gefunden. Und allmählich begann er sich zu fragen, ob es sie überhaupt gab, die er im Traum gesehen hatte. Gerade an dem Tag, als er aufgeben wollte, kam er an die Stadtmauern von Illusia. Und gerade, als er über den Marktplatz lief, kam ihm die Königstochter von Illusia entgegen. Sie war von einem solchen Liebreiz, daß jeder freie Mann, der ihr begegnete, augenblicklich um ihre Hand anhielt. Aber auch sie hatte alle ihre Freier bisher abgewiesen.

Doch als sie den Burschen aus den Bergen sah, wie er vom Sonnenlicht umflutet dastand, erkannte sie ihn sofort. Das war der Mann, auf den sie all die Jahre gewartet hatte. Und auch Markus erkannte sie wieder. Endlich hatte er die schönste aller Frauen gefunden.

Der König hatte sich zwar einen Prinzen als Gemahl für seine Tochter vorgestellt. Aber weil er nichts mehr wünschte, als das Glück seiner Tochter, willigte er frohen Herzens in die Hochzeit ein. Das Fest dauerte 3 Tage. Es war das fröhlichste und ausgelassenste Fest, das in Illusia je gefeiert worden war. Am Morgen des 4. Tages verabschiedete sich Mara von ihren Eltern. Dann machten sich die Beiden ausgestattet mit allen königlichen Reichtümern auf ihren Weg zurück ins Bergdorf.

Hier hielten sie dann wahrlich königlichen Einzug. Die Mutter hatte den Glauben, ihren Sohn jemals wiederzusehen, schon fast aufgegeben. So konnte sie nicht aufhören, vor lauter Glück zu weinen. Sie mochte ihren Blick von dieser Frau, die ihre Schwiegertochter geworden war, nicht abwenden, so lieblich war sie anzuschauen. Das ganze Dorf freute sich mit ihnen und bereitete ihnen ein Fest, das dem am Königshof in nichts

nachstand. Im Gegenteil – Mara fand hier in den Bergen etwas, was sie im Königspalast nie zuvor erlebt hatte. Sie konnte dem auch keinen rechten Namen geben. Es war die Arglosigkeit, die Herzlichkeit, die Liebe, die die Menschen hier oben noch verband. Mara war einfach nur glücklich.

So wie es immer war, geschah es auch jetzt. Alle Dorfbewohner halfen mit, ihnen ein Haus zu bauen. Es wurde das schönste und größte Haus weit und breit und alle wünschten ihnen Glück und Gottes Segen.

Im Frühjahr war es dann Zeit, die Felder zu bestellen. So sagte auch Markus eines Morgens zu seiner Frau, daß er hinausginge zum Feld, um Kartoffeln in die Erde zu legen. „Wir werden im Herbst eine reiche Ernte haben.“ frohlockte er schon jetzt. Nun war es aber so, daß die Königstochter gar nicht wußte, daß Kartoffeln in der Erde wachsen. Sie hatte sie ja bisher nur auf dem Teller gesehen. So folgte sie Markus heimlich auf's Feld und sah ungläubig hinter einem Busch versteckt zu, wie er die Knollen in die Erde legte.

Abends kehrte Markus zufrieden heim. Mara aber zweifelte. Und dieser Zweifel ließ sie die ganze Nacht nicht einschlafen. Wie sollte aus den paar Knollen, die er in die Erde gelegt hatte, eine reiche Ernte werden? Am nächsten Morgen schlich Mara in aller Herrgottsfrühe, als Markus noch schlief, hinaus zum Feld.

Sie grub eine Knolle aus, schaute sie an und sagte: „Wußte ich doch, daß daraus keine Kartoffeln wachsen.“ Die Knolle warf sie fort, und ein leiser Groll gegen ihren dummen Mann machte sich breit in ihrem

Herzen. Vielleicht hätte sie das Feld schon bald vergessen. Aber jeden Morgen, wenn Markus sein Morgengebet sprach, sagte er auch: „Und Herrgott, bitte mach, daß die Kartoffeln prächtig wachsen.“

So fand Mara einfach keine Ruhe. Der Zweifel bohrte so tief in ihrem Herzen, daß sie jeden Morgen wieder hinausgehen mußte, um nachzuschauen. Allmählich hatten sich zwar kleine Keime hervor geschoben, aber das waren ja keine Kartoffeln. Eines Tages hielt sie es nicht mehr aus. Sie wühlte das ganze Feld um, und fand nicht eine einzige Kartoffel, die gewachsen war. Wütend kehrte sie heim. Sie wollte ihren Mann zur Rede stellen. Aber dann verließ sie doch der Mut und so beschloß sie, einfach zu schweigen.

„Er wird schon selber sehen“, dachte sie immer, wenn Markus sein Gebet sprach.

Der aber war so fest in seinem Glauben auf eine reiche Ernte, daß er den ganzen Sommer über nicht hinaus ging zum Feld. Gab es doch auch genug im Haus und Hof für ihn zu tun. Und der liebe Gott hatte doch schon seit Jahrhunderten für eine reiche Ernte hier oben in den Bergen gesorgt. Die Sonne schien zur rechten Zeit. Der Regen fiel zur rechten Zeit. Die Menschen mußten sich hier niemals sorgen.

So hatte es Markus auch gar nicht bemerkt, daß das Kraut auf den Nachbarfeldern schon üppig stand, während auf seinem Feld nur das Unkraut wucherte.

Eines Morgens im Herbst spannte Markus wie alle Männer des Dorfes seinen Esel vor den Karren und sagte zu seiner Frau: „Mara, komm, laß

uns hinausfahren zum Feld. Es ist Zeit, um die Ernte einzubringen."

Wie groß war Maras Erstaunen, als sie an den Feldern der anderen Bauern vorbeifuhren. Jeder zeigte freudestrahlend seine größten Knollen, die er gerade ausgegraben hatte. Die Ernte war so reich, wie nie zuvor. Wie groß aber war erst Markuss Enttäuschung, als er nur ein vertrocknetes Feld vorfand. Er konnte es sich nicht erklären. Hatte er doch den Boden gründlich gepflügt, bevor er die Knollen in die Furchen legte. Hatte er doch jeden Morgen Gott um seinen Segen für die Ernte gebeten. Was war geschehen?

Mara stand dabei und schämte sich in Grund und Boden. Jetzt erst erkannte sie – sie war die Dumme gewesen und nicht ihr Mann.

Schluchzend bekannte sie, was sie getan hatte und bat Markus um Vergebung. In diesem Moment erkannte auch Markus, wie töricht er all die Jahre in seinem Hochmut war. So konnte er Mara aus tiefstem Herzen vergeben und bat auch seine Nachbarn um Vergebung. Die Erde hat hier oben allen ohne Unterschied immer überreich gegeben. Markus nahm Mara in den Arm und sagte lachend: „Wir beide wurden mit einer solchen Schönheit beschenkt. Dafür waren wir mit einer solchen Dummheit geschlagen und haben es erst heute entdeckt."

Die Nachbarn stimmten froh in das Lachen ein. Gern gaben sie von ihrer Ernte, was die beiden brauchten. Hier oben im Dorf ist es deshalb so schön, weil alle zueinander stehen.

Fortan lebten sie glücklich und zufrieden. Die Kartoffeln gediehen vorzüglich. Mara und Markus wurden mit 5 wunderschönen Kindern

beschenkt, die alle kleine Knollennasen hatten. Jedes Frühjahr nahmen sie sie mit hinaus auf's Feld und erzählten ihnen diese Geschichte.

Natalie - die Frau aus Licht

Die Frau aus Licht

Natalie war die Tochter des weisen Königspaares von Saba. Lange hatten sich die Königin und der König nichts sehnlicher gewünscht als ein Kind. Aber der Kinderwunsch war ihnen versagt geblieben. Eines Tages aber, als die beiden schon alt waren und ihren Wunsch längst vergessen hatten, spürte die Königin in ihrem Bauch sanfte Wellen. Die verdichteten sich in den nächsten Wochen zu der Gewißheit, daß sie ein Kind erwartete. Die Nachricht wurde in Windeseile in den hintersten Winkel von Saba getragen und das ganze Königreich teilte die Freude des alten Königspaares. Sara und Emanuel hatten das Reich voller Umsicht und Güte regiert, und das Volk war ihnen in Liebe zugetan. Eines Abends machten die Beiden einen Spaziergang ins Tal der sieben Monde. Die Königin sagte gerade zu ihrem Gemahl: „Das ist der schönste Platz unseres Reiches. Er ist voller Stille und Frieden.“ Sie legte die Hände auf ihren Bauch und spürte eine tiefe Dankbarkeit. Da erschien ihnen unvermittelt eine Frau aus Licht in einem glitzernden Gewand aus Schaum. Sie erhob die rechte Hand zum Gruß und sprach: „Mutter, Vater, hier baut mir ein schlichtes Haus.“

Das Königspaar fiel im Angesicht dieses Wesens auf die Knie und lange noch, als es verschwunden war, so unverhofft wie es erschien, verharrten sie in dieser Stellung. Von diesem Moment an wußten sie, daß ihr Kind nicht von dieser Welt war. Die Königin verfiel in eine tiefe Traurigkeit. Alle Spielzeugmacher des Landes hatten Spielsachen für das Kind geschickt. Die Hälfte des Palastes war in ein riesiges Kinderparadies umgewandelt worden. Sara und Emanuel hatten jeden Tag darüber gesprochen, was sie zusammen unternehmen wollten. Jetzt wußten die beiden: Es würde anders sein. Aber die Königin sah immer wieder das Bild der Frau vor sich, die ihnen erschienen war. Und immer, wenn sie das Bild sah, hörte sie eine leise Melodie, die so zart war, als würde sie von Engeln gespielt. Allmählich gewöhnte sie sich an den Gedanken, daß sie eine Tochter haben würden aus Licht und sie taten, wie ihnen geheißen war. Sie bauten im Tal der sieben Monde ein schlichtes Haus. Das Haus wurde mit so viel Liebe gebaut, daß jeder, der daran vorbeikam, entzückt ausrief: „Wie ist das Häuschen schön. Wer mag denn hier drin wohnen?“,

Daraufhin erklang diese feine Melodie, und eine liebliche Stimme antwortete: „Hier wohnt die Königstochter, das Kind aus Licht.“, Jeder, der diese Melodie gehört hatte, spürte, wie eine Veränderung mit ihm vor sich ging. Ein Lächeln legte sich über sein Gesicht und er ging seinen Weg mit Frieden im Herzen.

Eines Tages spürte die Königin die Wellen stärker werden. Und als sie begannen aufzubrausen, sagte sie zu ihrem Gemahl: „Komm laß uns ins

Haus gehn. Jetzt ist es Zeit. Das Kind aus Licht will geboren werden." Der König geriet in helle Aufregung. Die Diener, die Ärzte, die Kindermädchen wurden herbeigerufen. Aber die Königin sagte: „Es bedarf keiner Hilfe," und schickte sie mit einem Lächeln wieder fort. Der König schüttelte besorgt seinen Kopf. Aber Sara hatte schon ihr Bündel geschnürt und sich auf dem Weg gemacht. So blieb ihm nur übrig, ihr zu folgen. Als das Königspaar im Haus angekommen war, begann die Melodie lauter und lauter zu werden. Und als das ganze Tal von ihr angefüllt war und Sara und Emanuel in ein Schwingen von farbigem Licht eingebettet waren, spürte die Königin einen heftigen Schmerz. Da verdichtete sich alles Licht zu einer Kugel, in der ein Kindlein lag. Die Königin nahm die Kugel in den Arm und wußte schon, daß das die Trennung war. Gerade, als der Schmerz darüber so groß war, daß sie ihn nicht zu ertragen glaubte, traf sie der Blick des Kindes und ihr Herz quoll über vor Freude und Liebe. Der König war hinzugetreten und auch er empfing diesen Blick. Er legte Sara die Hand auf die Schulter und sagte: „Jetzt müssen wir gehen."

Die Königin nickte. Sie bettete die Kugel in die Wiege und wandte sich um. Plötzlich aber schien sich die Welt um sie herum aufzulösen. Einen Moment lang schwebten sie durchs Nichts, das sie warm einhüllte. Dann aber fanden sie sich in einer anderen Welt, die aus Farben und Klänge war. Sie sahen vor sich die Kugel, die von den Klängen getragen wurde. Sie begann zu schwingen nach der Melodie. Sie schillerte wie eine Seifenblase und wurde größer und größer bis sie zerbarst. Da stand vor ih-

nen die Frau aus Licht. Sie kam auf die beiden zu und umarmte sie. In dieser Umarmung war alles, was man einander je sagen und geben könnte. Es war alles geschehen. Es war alles getan. Und augenblicklich löste sich diese Welt auf. Sara und Emanuel fanden sich wieder auf der Wiese vor dem Haus. Sie wußten, daß kein Weg je dorthin zurückführt, außer man ginge ihn mit dem Herzen.

Die Menschen im Königreich hörten die frohe Botschaft, daß die Königin geboren war, und sie kamen in Scharen zum Haus. Aber es schien, als wäre eine unsichtbare Mauer ums Haus gezogen, die keiner zu durchdringen vermochte.

Jeder aber, der ins Tal kam, hörte die Melodie. Und denen, die sich nachts in der Nähe des Hauses niederlegten, erschien Natalie, die Frau aus Licht im Traum. Sie senkte Frieden und Freude in die Herzen. Und wer sie je gesehen hat, konnte sie nie mehr vergessen. Er nahm die Liebe, die sie war, mit in die Welt.

Licht und Finsternis

Natalie, die Frau aus Licht, verbrachte viele Menschenleben lang hinter den Mauern des kleinen Häuschens. Kein noch so geheimer Wunsch überkam sie. So konnte sich auch keine Zeit ansammeln. Sie lebte ganz ihre Bestimmung. Sie brachte den Menschen das Licht. Da sie aber so abgeschieden lebte, konnte es geschehen, daß die dunklen Mächte immer größere Teile des Riesenreiches unterwarfen. Sie brachten Krankheit und Krieg. Sie brachten Leid und Tod.

Noch spielte Gregor der Sohn der Finsternis mit den Schlangen und den Fledermäusen. Noch war die Wärme seiner Kindheit nicht aus seinem Herzen gewichen. Wenn aber die Zeit für seine Krönung als König des Reiches der Finsternis gekommen ist, wird sein Herz zu Eis erstarrt sein. Eines Tages geschah es, daß Gregor das weiße Reh erblickte. Sofort war er erfüllt von der unstillbaren Begierde, es zu erlegen. Er verfolgte das Tier viele Tage lang. Er trieb es auf seinem schnellen Roß rastlos durch tiefen Schnee, der überall niederfiel, wo der Sohn der Finsternis erschien.

Das weiße Reh war schwach geworden. Aber immer, wenn es sich dem Tod ergeben wollte, hörte es das leise Rufen seiner Herrin, der Frau aus Licht. Wenn es aber das Rufen vernahm, so wurde es sogleich erfüllt von einer Zuversicht, die ihm wieder neue Kraft gab. Als der Mond sieben Mal gewechselt hatte, jagte der Sohn der Finsternis noch immer mit unverminderter Kraft hinter dem Tier her.

Endlich aber waren sie angekommen im Tal der sieben Monde. Da fiel klirrende Kälte ein ins Tal. Die Blumen erfroren und die Vögel fielen von den Bäumen. Selbst die zarte Melodie, die im Tal erklang, verstummte.

Als Natalie das sah, wurde sie durchflutet von einem Wunsch. Noch konnte sie ihm keine Worte geben. Noch war es nur ein Gefühl in ihrem Herzen. Das aber genügte, daß sich die Zeit ihrer bemächtigen konnte. Da erkannte sie die Mauern um ihr Haus und Gregor. Er war all das, was ihr fehlte. Nein - nicht von Licht und Finsternis, von Gut und Böse ist hier die Rede - Natalie spürte, dass sie nicht ganz war. Sie fühlte sich so hingezogen zu Gregor, dass sie diesem Antrieb kaum widerstehen konnte.

Aber auch er, der in Natalies liebliche Augen geschaut hatte, konnte dem Wunsch nicht widerstehen, sie zu umarmen. Er stieg vom Pferd und magisch angezogen ging er auf Natalie zu. In der Umarmung waren sie ganz. Und dieser Moment sollte genügen, sie auf ewig miteinander zu verbinden.

Als sie einander aber losließen, erkannte jeder im anderen seinen erbittertsten Feind. Sie hatten die Einheit gespürt, die viel mehr war als Liebe, und im nächsten Augenblick war sie ihnen wieder genommen worden.

Gregor hatte das Gefühl zu Verglühen. Natalie brach in der Eiseskälte zusammen. In ihrer Verzweiflung rief sie den Himmelsvater an, er möge Erbarmen mit ihnen haben. Als der Vater den Schmerz seiner Tochter sah, als er erkannte, daß sie diesen nicht tragen könne, beschloß er, je-

den von beiden die Hälfte des anderen zu geben. Gregor wurde zu einer Hälfte Licht. Natalie wurde zur einen Hälfte Finsternis. Aber sie wußten von all dem nichts. Die zweite Hälfte lag tief verborgen - dort, wohin ihre Gedanken keinen Zugang hatten. Nur das Herz wußte um die andere Seite.

Gregor, der Sohn der Finsternis, und Natalie, die Tochter des Licht, hatten ihre Herkunft vergessen. Sie liebten einander nicht, aber sie waren miteinander verbunden wie zwei Hälften eines Ganzen. So lebten sie fortan im Tal der sieben Monde als Mann und Frau. Natalie, der die Milde und Güte geblieben war, sorgte für ihren Gemahl, wie eine liebende Frau.

Am Tag schallt und schlug Gregor, der noch immer die Hartherzigkeit und Gnadenlosigkeit der Finsternis an sich hatte, seine Frau. Er kannte kein Erbarmen. Abends, wenn der rauhbeinig Gregor, ins Bett gegangen war, weinte Natalie. Sie hatte vergessen, daß sie die Tochter des Himmelsvaters war und wußte nicht mehr, an wen sie sich in ihrer Verzweiflung wenden sollte.

Eines Tages brachte Gregor seine Saufkumpanen mit nach Hause und ließ Natalie splitternackt vor ihnen tanzen. Da brach Natalie das Herz. Sie fiel zu Boden, ihr Gesicht wurde bleich und ihr Herz hörte auf zu schlagen. Da endlich brach Gregors Herz auf. Er hörte seine Stimme, die ihm so lange verschlossen war. Und plötzlich erkannte er, daß auch er ein Sohn des Himmelsvaters geworden war. Unter Tränen flehte er den Vater an, er möge Natalie nicht sterben lassen.

Als seine Tränen ihre Wangen berührten, fing ihr Herz wieder an zu schlagen und in der herzlichen Umarmung mit Gregor sah auch Natalie, daß ein Teil von ihr zur Finsternis gehörte. Sie spürten wieder das Gefühl von damals. Sie waren eins für immer.

Ihnen wurde eine lustige Schar von Kindern geboren, die alle zur Hälfte Söhne der Finsternis und zur anderen Hälfte Töchter des Lichts waren.

Der Himmelsvater liebte und beschützte sie. Aber auch der Herrscher der Finsternis konnte ihnen nicht schaden, weil sie doch auch von ihm ein Teil waren.

Das Buch des Wissens

Natalies Kinder waren herangewachsen und hatten selbst schon Kinder. Eines Tages waren die kleine Lusi und der kleine Viktor so in ihr Spiel vertieft, daß sie überhaupt keine Notiz mehr von ihre Umgebung nahmen. Natalie und ihr Gemahl saßen auf der Bank vor dem Haus und schauten den beiden lächelnd zu. Aber zur gleichen Zeit geschah es, daß auch der Himmelsvater und der Herrscher der Finsternis die beiden Kinder beobachteten. Das seltsame Spiel mochte wohl schon eine halbe Stunde gedauert haben. Aber keiner der Beobachter konnte seinen Blick von den Kindern lassen. Lusi wählte eines der Förmchen, die vor ihr lagen, aus und füllte es sorgfältig mit feuchtem Sand. Dann klopfte sie den Sand fest und stürzte das Förmchen auf ein Brett. Viktor tat einen kurzen Blick auf die Figur, lächelte Lusi an und wischte mit einem Handstreich den Sand weg. Dann begann alles von vorn. Als noch eine halbe Stunde vergangen war, standen die Kinder plötzlich auf, faßten sich an den Händen und liefen lachend davon über die saftige Wiese.

Auch Natalie und ihr Gemahl begannen herzlich zu lachen. Als die Kinder fort waren, war es, als ob der Himmelsvater und der Herrscher der Finsternis gleichzeitig die selben Gedanken dachten. Sie waren Äonen von Zeiten lang die erbittertsten Feinde gewesen. Alles, was der Himmelsvater aufgebaut hatte, hatte der Herrscher der Finsternis zerstört. Ganze Welten waren ihm zum Opfer gefallen. Am Spiel der

Kinder aber hatte der Herrscher der Finsternis plötzlich erkannt, daß er nichts zerstören könnte, wenn der Himmelsvater nichts aufbauen würde. Und der Himmelsvater hatte erkannt, daß er nichts neues bauen könnte, wenn der Herrscher der Finsternis nicht die alten Dinge auslöschen würde. In ihre Herzen war das frohe Lachen der Kinder gedrungen und sie begriffen mit einem Mal, wie töricht sie gewesen waren. Plötzlich kehrte bei ihnen die Erinnerung zurück an etwas, was vor der Zeit lag. Damals waren Gut und Böse noch nicht voneinander geschieden. Raum und Zeit waren noch eins, und nichts stand zwischen den Menschen, den Göttern und den Wirklichkeiten. Das Buch des Wissens gehörte noch allen.

Dann aber kam dieser verhängnisvolle Augenblick. Der Himmelsvater und der Herrscher der Finsternis, die damals noch unzertrennliche Brüder waren, zerrten beide am Buch des Wissens. Keiner weiß mehr, warum das geschah. Aber als das Buch in der Mitte entzwei riß, begann sich Gut und Böse, Tag und Nacht, Himmel und Erde zu scheiden und die beiden Brüder sahen fortan im anderen einen erbitterten Feind.

Jeder nahm die Hälfte des Buches mit in sein Reich, das ihm zugeteilt wart. Aber, da der Schlüssel zum Verstehen des Buches jeweils in der anderen Hälfte enthalten war, konnte keiner die Worte, die er las, mehr wirklich verstehen. Das uralte Wissen ist verloren gegangen. Und auch die Erinnerung daran, wie alles geschehen ist, blieb nur in alten Geschichten über den Beginn der Welt erhalten, deren Sinn sich den Menschen schon bald nicht mehr erschloß.

Als der Himmelsvater und der Herrscher der Finsternis aber dem Spiel der Kinder zugeschaut hatten, war es, als wäre ein Bild aus dem Urschoß der Welt aufgetaucht und sie erkannten ihre wahre Berufung wieder.

Beide klemmten sich die Hälfte des Buches unter den Arm und machten sich auf den Weg. Aber sie brauchten nicht lange umherzuwandern, denn kaum hatten sie den Entschluß gefaßt, sich zu treffen, standen sie sich auch schon gegenüber. Sie hielten die beiden Hälften des Buches aneinander. Da wurde es durch unsichtbare Kräfte wieder zusammengefügt.

Die beiden Herrscher umarmten sich und da ging auch mit ihnen eine Verwandlung vor sich, aus der sie Hervorgingen wie eineiige Zwillingbrüder. Fortan taten sie gleichzeitig die selben Bewegungen, sprachen die selben Worte und dachten die gleichen Gedanken.

Ihr erster Gedanke galt ihren Kindern und sie beschlossen zur Erde hinabzusteigen und ihnen das Buch des Wissens zu bringen, auf daß sie fortan die Welt als gütige weise Herrscher regieren können.

Die beiden Alten wurden von Gregor und Natalie herzlich empfangen. Als die Brüder den beiden das Buch des Wissens in die Hände gaben, breitete sich die zarte Melodie über die ganze Welt aus. Die Menschen begannen zu singen und zu lachen. Gregor nahm Natalie in den Arm und sie lächelten einander zu. Sie erinnerten sich an den Tag, als jeder von ihnen ein Teil des Anderen bekam.

Da begriffen die Götter, daß es in dieser Welt nichts mehr zu regieren gab. Gut und Böse hatte zueinander gefunden. Der Tod war zu einer Tür

geworden, die von einem in ein anderes Zimmer führte. Das uralte Wissen war zurückgekehrt und die Angst war der Liebe für immer gewichen.

Und weil es auch für die Götter nichts mehr in dieser Welt zu richten gab, blieben sie fortan im kleinen Häuschen bei Natalie und Gregor wohnen und freuten sich am Spiel der Kinder.

Des Königs Traum

Hassan war der König eines riesigen Reiches. Er hatte den Reichtum seines Volkes umsichtig gemehrt und so manche Schlacht siegreich geführt. Dabei hatte er sich ein mitfühlendes Herz bewahrt, und die Menschen konnten sich mit ihren Sorgen vertrauensvoll an ihn wenden. Seine Richtersprüche waren weise und gerecht. Seit Jahren herrschte Frieden im Lande.

Gerade heute aber hatte sich ein dunkler Schleier über das Gemüt des Königs gelegt. Die liebreizende Königstochter lag krank im Bett. Keiner der Ärzte hatte ihr bisher helfen können.

So kam es, dass der König nachts lange wach lag und über das Leben grübelte, ehe er endlich einschlief. Kaum hatte der Schlaf aber von ihm Besitz ergriffen, wurde er von einem Traum davon geführt.

Er ging in seiner Königsrobe einen Feldweg entlang, der sich plötzlich gabelte. Weil er nicht wußte, welche Seite er wählen sollte, blieb er stehen. Er spürte, dass dies nicht einfach eine Weggabelung war, sondern eine wichtige Entscheidung. Da hob er seinen Blick gen Himmel und bat um Rat. Es dauerte nicht lange, und ein Rabe flog vorbei, der krächzte: „Der linke Weg mehrt deinen Reichtum und deine Macht. Der rechte Weg führt dich nach Hause.“

Lange stand der König unschlüssig da. Wohl hatte er die Worte des Raben gehört. Aber ihr Sinn hatte sich ihm nur vage erschlossen. Zwar hatte der König schon unzählige Male darüber nachgedacht, dass ihn das Königsein mit all seinen Pflichten, bisweilen sogar Ränkespielen, nicht so recht glücklich machte. Er kannte den Preis, den er zu zahlen hatte, für die Macht. Aber was sollte er tun, wenn er nicht König war. Hatte er doch nie etwas anderes gelernt. Allmählich wurde die zarte Stimme in seinem Herzen aber immer lauter. Sie rief ihm zu: „Suche das Glück, das du verloren hast.“

Nach langem Zögern folgte der König endlich dem Impuls des Herzens. Er legte seine Robe ab und zog den schwarzen Mantel über, den er am Wegrand liegen fand. Als er den ersten Schritt getan hatte auf dem rechten Weg, wurden seine Erinnerungen ausgelöscht. Von nun an war er der geachtete Magister Hassan, der sein ganzes Leben lang die Wissenschaften studiert und den Lauf der Sterne beobachtet hatte. Ihm waren hohe Ehren zuteil geworden und alle Mächtigen der Welt suchten seinen Rat. Aber so viele Erfolge er auch errungen hatte, das Glück hatte er dabei nicht gefunden. Wie er so lief, dauerte es auch gar nicht lange und er kam an eine Gabelung des Weges. Wie es dem König ergangen war, so erging es auch ihm. Wieder kam ein Rabe vorbei und krächzte: „Der linke Weg führt dich zu hohen Ehren, der rechte Weg führt dich nach Hause.“

Auch der Magister legte nach reiflicher Überlegung seinen Mantel ab und tauschte ihn ein gegen den bunten Rock, der am Wegesrand lag.

„Ich suche das Glück, das ich verloren habe,“ rief er und lief frohen Mutes weiter. Bald schlug er seine Fiedel an und sang aus Leibeskräften frohe Lieder. Jetzt glaubte Hassan, dass er von Kindesbeinen an ein begnadeter Musiker gewesen sei. Die Könige der Welt hatten ihn zu ihren Festen geladen und so manche Königstochter hatte sich in ihn verliebt. Überall wo er hinkam, wurde er reich beschenkt. Hassan brachte den Menschen den Frohsinn. Er aber spürte in seinem Herzen eine Traurigkeit, der er keinen Namen geben konnte. Seine Sehnsucht trieb ihn weiter von Ort zu Ort. So fand er sich nach dem großen Fest am Königshof auch wieder auf dem Feldweg und gelangte bald an eine Gabelung. Der Rabe flog vorbei und krächzte: „Der linke Weg trägt Deinen Ruhm über die ganze Welt. Der rechte Weg führt Dich nach Hause.“

„Ruhm hab ich allemal genug gehabt,“ dachte Hassan, „meine Sehnsucht hat der nicht gestillt. Ich suche das Glück. Das werde ich wohl nur zu Hause finden.“ So zog er seinen bunten Wams aus, streifte das graue Hemd über und spannte sich vor den Karren des Messerschleifers. Im Dorf wurde er schon erwartet. Die Bauern brachten ihre großen Schlachtemesser zum Schärfen und die Hausfrauen die Scheren und Bestecke. Jule hatte einen Sohn geboren und der alte Jakob war gestorben. Das war der Lauf der Welt. Seine Schleifscheibe surrte dazu. Als Hassan abends zufrieden sein Lager in der Scheune nahm und ihm die Bäuerin ein Brett mit frischem Brot und Wurst brachte, glaubte er schon, das Glück gefunden zu haben. Er war frei wie

ein Vogel. Sein zu Hause war die ganze Welt. Als er aber am Morgen weiterzog, fühlte er Wehmut. Wie gerne würde auch er eine Familie finden. Und wie er so seinen Weg ging, gelangte er an eine Gabelung.

In dieser Nacht tauschte der König noch so manches Mal sein Gewand. Er war ein kräftiger Bauer mit 10 Kindern gewesen, ein gefräßiger Müßiggänger und ein Vagabund. Aber seine Macht, sein Reichtum, seine Intelligenz, seine Talente, seine Schönheit, seine Kraft - nichts davon hatte ihn dem wirklichen Glück näher gebracht. Kaum glaubte er, es in den Händen zu halten, war es schon wieder zerronnen. Endlich saß er als Bettler ein wenig trunken am Wege. Der König zog vorbei mit seinem Hofstaat. Der Bettler lächelte. Er kannte den Preis der Macht und so war auch kein Funken Neid in seinem Herzen. Er streichelte seinen Hund und dachte: „Würde ich noch einmal geboren werden, ich käme als Hund zur Welt.“ Und wie er es so dachte, hörte er einen Vogel hoch in den Ästen singen. Er vernahm das Rauschen der Baumgipfel und das Flüstern der Blumen.

Schon hatte er beschlossen, eine Rose im nächsten Leben zu werden. Da fiel sein Blick auf einen großen Stein, der unberührt von allem Treiben im tiefen Gras am Wege lag und milde lächelte. Als der Bettler den Stein eine Weile angeschaut hatte, spürte er plötzlich eine solche Ruhe und Geborgenheit, wie er sie nie zuvor gespürt hatte. Er vernahm die zarte Melodie rings herum. Und die feinen Düfte trugen ihn fort in einen tiefen sanften Schlaf.

Am Morgen, als der König erwachte, fühlte er eine große Zuversicht.

Sein Töchterchen lief ihm munter entgegen. Sie traten hinaus in den sonnigen Garten und das Gefolge verneigte sich vor ihnen. Da hörte der König das Singen der Vögel, das Rauschen der Blätter und das Flüstern der Blumen. Er sah den großen lächelnden Stein unter der uralten Eiche liegen. Zu dem ging er hin und verneigte sich tief vor ihm. Und endlich spürte er, wie das Glück in seinem Herzen pulsierte. Hassan war endlich zu Hause.

Jacob und Benjamin

Jacob und Benjamin waren zwei Freunde aus frühester Kinderzeit. Irgendwann hatten sie sich aus den Augen verloren. Währenddem der eine Bursche in seinem kleinen verträumten Bergdorf heimisch geworden war, war der andere hinaus in die Welt gezogen, um die Weisheit zu finden.

Jacob war bei vielen großen Meistern in die Lehre gegangen. Und man konnte von ihm schon sagen, daß er ein gutes Stück Weisheit gefunden hatte. Jetzt aber, zum Manne gereift, hat es ihn nach langer Reise wieder in sein Dorf gezogen. Er wollte seine Eltern noch einmal in die Arme schließen und mit seinem guten Freund durch die Wälder streifen.

Als Benjamin diesen stattlichen Mann des Weges kommen sah, glaubte er seinen Augen nicht zu trauen. In seinen Erinnerungen war noch immer das Bild des zarten Knaben erhalten geblieben. Aber wie groß war die Freude, als er Jacob umarmte. Sogleich war es, als wäre dieser nie fort gewesen, so vertraut waren sie miteinander. Sie beschlossen einen ausgedehnten Spaziergang am Flußufer entlang und dann hinauf in die Berge zu machen.

Jacob war übervoll von Erlebnissen und so begann er auch gleich, munter darauf los zu erzählen. Von einem wundersamen Yogi war da die Rede, den er in Indien getroffen hatte. Der hatte jahrelang ganz allein in

einer Höhle gesessen. Benjamin bedauerte diesen Mann ein wenig. Er dachte an die vielen Sonnenuntergänge, an die Rodelpartien und die Weihnachtsfeste, die ihm entgangen waren. Aber er sagte nichts und lauschte weiter aufmerksam den Beschreibungen seines Freundes.

Der malte seine Wanderung mit den Sufis durch eine Landschaft, die er Wüste nannte, mit soviel Einzelheiten aus, daß Benjamin das Meer aus Sand regelrecht sehen konnte.

Da kamen sie an einer Hecke vorbei und Benjamin sah einen Vogel, der sich im Gestrüpp verfangen hatte. Mit ein paar umsichtigen Handgriffen hatte er das kleine verängstigte Wesen befreit, daß sich schon gleich wieder in die Höhe aufschwang und zum Dank sein Lied hernieder schmetterte. Benjamin erfreute sich an dem Gesang, ohne auch nur einen Satz von den Beschreibungen seines Freundes zu verpassen.

Von einem buddhistischen Meister wußte Jacob zu berichten, der ihn lehrte, still und achtsam zu werden. Seine Schilderungen waren so lebendig, daß es Benjamin schien, als wäre er selbst im fernen Osten gewesen. Dabei schob er schnell einen Stein mit dem Fuß beiseite, über den Jacob zu stolpern drohte. Dieser erzählte von den Schamanen, die ihn im fernen Amerika in ihren Heilweisen unterrichtet hatte. Benjamin war voller Bewunderung. "Sogar über den großen Teich bist Du gelangt, was hast du nicht alles gesehen."

Da raschelte es im Gebüsch und eine kleine Schlange kam heraus gekrochen. Jacob schrie auf und sprang beiseite. Benjamin aber nahm die Schlange lachend in die Hand. Das ist meine Freundin, der ich hier

seit Jahren begegne. Schau doch wie schön ihre Haut glänzt. Sie wird sich wohl gerade gehäutet haben." Als Benjamin die Schlange auf einen warmen Stein legte, entdeckte er ein paar Heilkräuter, die er der Großmutter versprochen hatte, mitzubringen. Vorsichtig knickte er sie ab und steckte sie in sein Säckchen.

Jacob erzählte von Krafttieren und Traumreisen. Und Benjamin tauchte ein in die Bilder, die sein Freund für ihn malte, als ob er ihn begleitet hätte in diese wundersamen Welten. Zwischendurch fiel sein Blick auf den Berg und einen Moment lang erinnerte er sich auch an den Tag, als dieser zu ihm gesprochen hatte. Benjamin hatte sich im Nebel verirrt und wäre wohl im tiefen Schnee erfroren. Er hatte solche Angst, daß er kaum mehr einen Fuß vor den anderen zu setzen vermochte. Aber plötzlich hatte der Berg, auf dessen fernen Gipfel er voller Dankbarkeit blickte, mit ihm zu reden begonnen. Benjamin hatte der Stimme des Berges gelauscht und dabei seine Angst vergessen. Ehe er sich versah, war er wieder unten im Tal gewesen.

"Oh, was bist Du für ein weiser Mann geworden", rief er aus, als Jacob von den Büchern erzählte, die er geschrieben hatte. Benjamin hatte manchmal auch ein paar Zeilen in sein kleines Büchlein geschrieben, wenn ihn die Dinge, die er erlebte, gar zu sehr überwältigt haben. Aber viel mehr als ein, zwei Zeilen ist dabei nie zustande gekommen. An eine Zeile konnte er sich noch ganz deutlich erinnern: "Heute hat es um Anni schlimm gestanden, aber zum Glück ist alles noch mal gut gegangen. Hab Dank lieber Gott." Er hatte selbst nicht gewußt, warum er damals

plötzlich in den kleinen Feldweg eingeschwenkt war. Aber Anni, ein wildes kleines Dorfmadchen, wäre wohl im Fluß ertrunken, wäre Benjamin nicht just in diesem Moment zur Stelle gewesen.

Unterdessen hatte Jacob einen ganz trockenen Mund vom vielen Reden bekommen. Aber noch bevor er es selbst bemerkte, hatte der Freund Ausschau nach einem schattigen Plätzchen gehalten. Er breitete sein Tüchlein aus, brach das Brot und reichte die Trinkflasche, die er für durstige Kehlen immer bei sich führte.

Als Jacob das kühle Naß auf seinen Lippen spürte, schaute er zum ersten Mal auf. Er sah den Schmetterling, der sich auf Benjamins Schulter niedergelassen hatte. Er sah die Vögel, die die Krumen aufpickten, die ihnen Benjamin zugeworfen hatte. Und er sah die leuchtenden Augen seines Freundes, die vor Freude glänzten. Wie groß war die Welt, die sich spiegelte darin. Jacob verstummte und plötzlich war es wieder wie damals, als sie schweigend dem Gesang ihrer Herzen lauschten.

Der König und sein Diener

König Miro saß auf der kleinen Mauer und beobachtete die emsigen Handhabungen seines Dieners, der ihm seit vielen Jahren treu zur Seite stand. Jakob war gerade an dem Tag in das Schloß gekommen, als Miro zum König gekrönt worden war. Die beiden Jünglinge waren einander sofort zugetan, so daß Jakob noch am selben Tag in den Dienst des Königs trat. Seitdem waren viele Jahre vergangen und Jakob liebte seinen Herrn von Herzen. Tagein tagaus hatte er seinen Dienst mit Lust und Freude verrichtet. Der König vertraute seinem Diener bedingungslos und so kam es, daß er so manchen Ratschluß zuerst mit ihm besprach, ehe er seinen Ministern davon kund tat. Jakob war ihm stets ein weiser Ratgeber gewesen. Das Volk war mit seinem König zufrieden. Das Land blühte in Reichtum und Glück. Auch an den Grenzen herrschte Frieden, denn das Land war in alle Richtungen durch hohe Gebirge von der Außenwelt abgeschirmt. So gingen die Tage unbeschwert ins Land.

Eines Nachts aber erschien König Miro eine Fee. Die sagte: „Miro, die Zeit ist abgelaufen. Jetzt sind die Schulden zwischen dem Herrn und dem Diener zu begleichen.“

Der König verstand ihre Worte nicht recht. Aber als er am Morgen erwachte, kamen sie ihm gleich wieder in den Sinn. „Wahrlich, es

stimmt“, dachte er, „Jakob hat mir in all den Jahren so treu gedient und sein Lohn dafür war ein geringer.“ Sogleich wurde der Schatzmeister beauftragt, eine Truhe mit 200 Goldstücken herbeizuschaffen. Und aus den besten Tuchen bestellte Miro einen Wams für Jakob beim Schneider. Als dieser fertig war, rief er seinen Diener. „Jakob, Du hast so viel für mich getan. Jetzt sollst Du Deinen Lohn dafür erhalten.“ Er übergab dem Diener die Geschenke. Der bedankte sich angemessen. Und am Abend legte sich der König zufrieden nieder.

Aber wieder trat die Fee an sein Bett und sagte: „Miro, die Zeit ist abgelaufen. Jetzt sind die Schulden zu begleichen zwischen dem Herrn und dem Diener.“

Als der König am Morgen erwachte, war er verwundert, weil Jakob nicht mit dem Morgentrunke an sein Bett trat. Er wartete noch eine Weile, dann erhob er sich und hieß der Zofe nach Jakob zu suchen. Die kam mit einer schlimmen Botschaft zurück. Jakob lag im Bett. Seine Augen glänzten vom Fieber und seine Sinne waren ganz wirr. Wie erschrak da der König. Jetzt erst spürte er, wie eng verbunden er mit Jakob war. Der war für ihn ja wie ein lieber Bruder. Sein Herz begann ängstlich zu schlagen. Bang eilte er an das Krankenbett, und als er Jakob so liegen sah, war seine Kehle ganz zugeschnürt. Sofort ließ er die besten Ärzte des Landes rufen. An nichts sollte es Jakob fehlen. Die Ärzte machten ihm Mut. Der Diener sei ein starker Mann und würde sich bald von seiner Krankheit erholen. So legte sich der König am Abend beruhigt ins Bett. Aber wieder erschien ihm die Fee und sagte: „Miro, die Zeit ist abgelaufen.

Jetzt müssen die Schulden zwischen dem Herrn und dem Diener beglichen werden.“

Als der König am Morgen erwachte, hatte sich Jakobs Zustand noch verschlimmert. Er war nicht mehr bei Besinnung. In ihm war kaum noch ein Lebenszeichen. Welch Kummer überkam Miro bei dieser Nachricht. Sofort eilte er an das Krankenbett. Als er Jakob so liegen sah, spürte er, daß nur er selber ihm helfen konnte. „Jakob hat mir all die Jahre gedient. Jetzt ist es wohl an der Zeit, ihm zu dienen“, dachte Miro und ließ sich ein einfaches Gewand seines Dieners geben. Das legte er an.

Er selber wechselte die feuchten Tücher auf Jakobs Stirn. Er selber hielt seine Hand. Und es schien, als gleite ein Lächeln über das Gesicht seines Freundes. Je länger aber der König seinen Dienst an seinem Diener tat, desto leichter und freudiger wurde es ihm ums Herz.

Allmählich kehrte eine blasse Rosigkeit zurück auf das fahle Antlitz des Kranken. Und als Jakob endlich zum ersten mal ganz kurz seine Augen aufschlug, war der König voller Dankbarkeit. Er dachte noch einmal an die Worte der Fee. „Wahrlich, mein Freund hat mir so redlich all die Jahre gedient. Jetzt ist es an der Zeit, daß ich ihm diene.“

Er wies die Knechte an, Jakob in das königliche Schlafgemach zu tragen und ihn in das königliche Bett zu legen. Es war ein so milder schöner Frühlingstag, die Sonnenstrahlen fielen ins Zimmer, die Vögel zwitscherten und Miro war voller Zuversicht und Wonne. Da endlich richtete sich Jakob auf. Wie er so im königlichen Bett saß, war tatsächlich nicht der geringste Unterschied zwischen ihm und dem König

mehr zu erkennen. Nie vorher war ihnen ihre Ähnlichkeit so aufgefallen. Jetzt aber wußte Miro plötzlich, was die Worte der Fee zu bedeuten hatten.

So sprach er zu seinem Diener: „Wacht auf Herr, es ist ein so schöner Tag.“ Jakob war verwirrt, als er sich im königlichen Bett fand. Aber weil er noch immer ein wenig Fieber hatte, konnte er sich auch nicht wirklich einen Reim darauf machen, was mit ihm vor sich ging. Miro sprach ihn mit Herr an, wie er ihn glaubte immer angesprochen zu haben. Und auch der ganze Hofstaat behandelte ihn ganz selbstverständlich als König.

Allmählich schickte er sich in die Umstände, die ihm nun mal gegeben waren. Wie hätte er denn auch beweisen sollen, dass er gar nicht der König war. Endlich war er wieder gesund, und weil er ja in all den Jahren stets an des Königs Seite war, regierte er einfach so fort, wie er es vom König in all den Jahren gesehen hatte. Miro aber war ein treuer Diener. Er tat den Dienst gerade so freudig, wie er es von Jakob kannte. Die Freundschaft zwischen den beiden währte fort, ja eigentlich wurde sie noch viel enger. Oft sah man die beiden umschlungen durch den Park wandern. Oft saßen sie vertieft in ihre Gespräche bis tief in die Nacht auf der Terrasse.

Die Jahre gingen ins Land und alle waren zufrieden. Miro aber fühlte sich von Tag zu Tag leichter und unbeschwerter werden, so als würde ihm eine Last, die er getragen hatte, nach und nach von den Schultern genommen.

Eines Nachts trat wieder die Fee an Miros Bett und sagte: „Miro, die Zeit ist abgelaufen. Alle deine Schulden sind beglichen. Jetzt bist Du leicht genug, um die große Reise anzutreten.“ Noch einmal trat Miro an das Bett seines Freundes und küßte ihn auf die Stirn, dann folgte er der Fee, die mit ihm hoch über den Park hinaus in die Lüfte flog.

Als sie die Gefilde der Erde hinter sich gelassen hatten, gelangten sie an eine Brücke. „Bis hierher hab ich Dich geleitet“, sagte die Fee, „Weiter kann ich nicht gehen. Du aber bist leicht genug, um über die Brücke ins Land des Lichts zu gelangen. Dort wirst Du schon erwartet. All Deine Schulden sind beglichen, jetzt ist es Zeit, dein wirkliches Amt anzutreten.“

Als die Fee verschwunden war, hörte der König Fanfaren. Eine goldene Kutsche von 12 goldenen Rössern gezogen schwebte über die Brücke. Als hielt, stiegen 12 Diener aus und verbeugten sich vor Miro. Der wußte nicht recht, wie ihm geschah. Aber wie man ihn hieß, bestieg er die Kutsche und kaum das er die Augen einmal auf und zuschlagen konnte, war er mitten drin im Reich des Lichts, das aus Farben und Klängen gemacht war und in unbeschreiblichen Glanz erstrahlte. Welche Pracht bekam Miro hier zu schauen. Kaum, dass er ausgestiegen war, traten 12 liebliche Jungfrauen auf ihn zu und geleiteten ihn in den Palast. Als er in den großen Saal eintrat, schienen selbst die Mauern, die Gespinste aus schillernden Lichtstrahlen waren, zu schwirren und zu jubeln. All die lieblichen Wesen verbeugten sich vor ihm und so gelangte Miro zum Thron, wo der Minister ihn schon erwartet hatte. Er hielt die Krone in

den Händen, die leuchtete wie von Kerzen erhellt. Und als er sie auf Miro's Kopf setzte, traten Lichtfontänen aus Fußboden und Wänden des ganzen Saales hervor und die Luft war von den süßesten Düften und den lieblichsten Klängen erfüllt. Von welcher Schönheit war Miro hier umgeben und wie gerne hätte er Jakob, seinem Freund all das gezeigt.

Miro war König geworden im Reich des Lichts, das keine Gesetze kannte. Oft wanderte er durch die Räume seines Palastes, aber sooft er auch einen Raum betrat, nie erkannte er ihn wieder, weil alles hier wandelbar war. Nur einer der Räume blieb unverändert.

Da war ein Fenster, durch das er auf die Erde hinab schauen konnte. Er konnte Jakob auf der Terrasse sitzen sehen, genau an dem Platz, an dem sie immer zusammen gesessen hatten. Und wie damals sprach Jakob noch immer mit ihm. Wenn sich Miro ein wenig hinaus beugte aus dem Fenster, konnte er antworten auf seine Fragen gerade so, als säße er neben ihm. Heute hatte Jakob Falten auf der Stirn, weil er nicht wußte, wie er sich in einer Angelegenheit entscheiden sollte. Miro mußte lächeln. Es ist schon ein schweres Amt, König zu sein auf der Erde. Hier aber gab es eigentlich nichts zu regieren. Jeder Wunsch war schon erfüllt, eh er nur ausgesprochen wurde, und keines der lichten Wesen hätte je einem anderem ein Leid angetan. So war das Königsein hier eher ein Spiel als ein Amt. Miro liebte es, durch die lichten Auen zu wandeln und die leuchtenden Blumen zu betrachten, in denen die zartesten Wesen wohnten. Ihn beglückte die Melodie, die der rote Fluß

sang und er wußte seinen Sinnesfreuden, die hier mit allem genährt worden kaum Ausdruck zu verleihen.

Glückseligkeit umgab ihn. Irgendwann aber setzte Miro auch diese Krone noch ab. Leicht wie er war, schwebte er hinauf in Herrlichkeiten, die nie eines Menschen Auge zuvor gesehen hatten.

Jakob aber regierte weise bis ans Ende seiner Tage. Dann aber hatte auch er all seine Schulden beglichen. Er folgte seinem Herrn in die unermesslichen Weiten jenseits von Raum und Zeit.